This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

8306
S19
N.S. Kol 21
1886
B 1,242,369

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Erste Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 21.

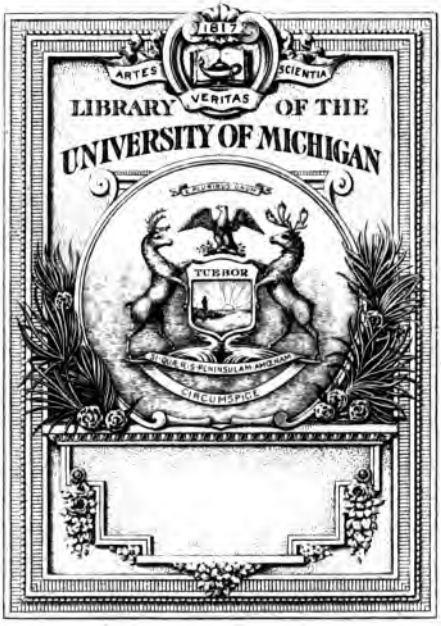
Gottsched
und die Reform der deutschen Literatur
im
achtzehnten Jahrhundert.

Von

Max Koch,
Professor in Marburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1886.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

830.6
S17

Gottsched

und die Reform der deutschen Literatur

im

achtzehnten Jahrhundert.

Von

Max Koch.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

German
Harvard.
4-30-30
21781

Wenn in einem Kampfe der eine Theil völlig vernichtet wird, so hat er nicht nur den Schaden der augenblicklichen Niederlage zu tragen, meist ist es auch der siegreiche Gegner, aus dessen Berichten die Nachwelt ihre Kenntniß über den Gang des Kampfes und die Persönlichkeiten, die ihn führten, schöpfen muß; der Sieger schreibt die Geschichte des Besiegten. Ein Vortheil der Literärgeschichte gegenüber der politischen ist es, daß der Verlauf ihrer Ereignisse nicht erst wieder aus den alten Aktenstücken hervorgesucht werden muß, sondern hier, wie ein treffendes Wort von Michael Bernays, dessen meisterhafte Charakteristik Gottscheds in der allgemeinen deutschen Biographie vielfach den Ausgangspunkt der folgenden Darstellung bildet, lautet, Dokument und That für den Historiker in eins zusammenfallen. Die Thaten, deren die Literatur zu gedenken hat, sind eben dieselben Bücher und Schriftstücke, welche auch dem Forscher der Gegenwart wie einst ihren ersten Lesern vor Augen treten; die Urkunde des Geschehenen ist hier zugleich das Faktum selbst. Darum ist hier auch die Korrektur eines parteiisch gefällten Urtheils in so vielen Fällen leichter als in der politischen Geschichte. Soweit nur das einst Geschriebene oder Gedruckte noch vorhanden ist, können wir ja nach Belieben die verschiedenen Parteien selbst vor unser Forum zitiren und jeden Streiter so wie er wirklich war, nicht wie er dem Gegner erschienen ist, kennen lernen. Jahrzehnte hindurch war Gottsched als der ärgste Pedant, als ein wahres Muster von geistiger Beschränktheit dem Fluche allgemeiner Lächerlichkeit verfallen. Nur

schüchtern wagten Einzelne wie der Mathematiker und Epigrammatist Abraham Gottlieb Kästner, der Dichter und Historiker Joh. Kaspar Fr. Manso sich des grausam Verspotteten anzunehmen, den die jüngere Generation nur als den bornirten Gegner Klopstocks und Lessings kennen lernte. Aber gerade dieser letztere Gegner hatte einst ein Vorbild für literarische „Rettungen" aufgestellt, und die neuere deutsche Literaturgeschichte hat vom Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts an sich auch an eine „Rettung" Gottscheds gewagt.

Aus Goethes Darstellung seines Besuches bei Gottsched im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit" ist es allgemein bekannt, daß Gottsched sich einer außergewöhnlichen Körpergröße erfreute; als einen großen, breiten, riesenhaften Mann, in einem grün-damastnen, mit rothem Taft gefütterten Schlafrock gekleidet, schildert uns Goethe den Leipziger Professor. Mit der Perücke, deren Fehlen bei Goethes Besuch die komische Scene veranlaßte, finden wir das „ungeheure Haupt" würdevoll vor der Sammlung Gottschedischer Gedichte von der A. M. Wernerin gemalt und von J. C. Sysang in Kupfer gestochen. Weniger bekannt als Goethes Schilderung oder wenigstens bis vor kurzem nicht glaubhaft bestätigt war es, daß diese Körperbeschaffenheit die Gestaltung von Gottscheds äußeren Lebensumständen entschied. Zu Juditheukirch in der Nähe von Königsberg am 2. Februar 1700 geboren, hatte er an der Universität Königsberg seine Studien beendet und war 1723 bereits als Magister in den Lehrkörper der Hochschule eingetreten. Aber „Ihre fürstliche Durchlaucht der Prinz von Holstein" fand an dem jungen Privatdozenten besonders Wohlgefallen, nicht an seinen Vorlesungen noch geistigen Fähigkeiten, sondern an seiner Körpergröße. Nur durch schleunige Flucht konnte der gelehrte Magister der ihm zugedachten Ehre entgehen, als Flügelmann in der Potsdamer Riesengarde zu prangen. In der Elegie „Als er

aus seinem Vaterlande ging, 1724" hat er selber in wortreichen Klagen uns dies Ereigniß erzählt.

Mein Auge will sich noch vor Wehmuth überschwemmen,
Wenn der gestörte Sinn an jenen Tag gedenkt.
Ich kann nicht mehr den Strom verhalt'ner Klagen hemmen,
Weil ich den Fuß so schnell aus Königsberg gelenkt.
Ein Schrecken hatte mir die Geister eingenommen,
Ein Schrecken, das mir Mars durch seine Wuth erweckt.

Allein nicht nur für den Augenblick mußte er, weil alle ihn vor „schlauen Händen" besorgt warnten, sein Vaterland verlassen, sein hervorragender Wuchs verhinderte auch später die Ausführung seines Lieblingswunsches dauernder Rückkehr in sein preußisches Vaterland. Als er nach Frankfurt a. d. O. berufen werden sollte, da warnte ihn sein Gönner, der Graf von Manteuffel, diesem Rufe Folge zu leisten, denn auch der berühmte Professor hätte in den Staaten Friedrich Wilhelms I. keine vollständige Sicherheit vor den gewaltthätigen Werbern gefunden. Er tröstete sich denn als Dichter mit seinen eignen Versen:

Voritzo bin ich zwar aus Königsberg gezogen;
Doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt.

Desto anerkennenswerther ist die treue Liebe, mit welcher Gottsched lebenslang seinem Geburtslande ergeben blieb, ungleich Herder, den die aufgezwungene rothe Kantonsbinde, das Zeichen der Dienstpflicht, mit dauernder Abneigung gegen seine Heimath erfüllte.

Für Gottscheds spätere Thätigkeit war es nicht ohne Bedeutung, daß er in dem literarisch gebildetsten der hohenzollerschen Lande die ersten Eindrücke empfangen hatte. Dort in Ostpreußen waren die Traditionen des Königsberger Dichterkreises, dessen Mittelpunkt Simon Dach gewesen, nicht ganz vergessen, wenn auch schon bei Gottscheds Lehrer und Vorbild in der Poesie, dem Herrn Hofrath und Professor Johann Valentin

Pietsch, dem Großoheim des romantischen Dichters Zacharias Werner, nichts mehr von der schlichten Gemüthstiefe des Dichters vom „Aennchen von Tharau" zu verspüren war. Größere Bedeutung mußte aber für Gottsched die Wahl seines Adoptivvaterlandes haben. In Leipzig hatte Otto Mencke durch die Herausgabe der Acta eruditorum die erste in Deutschland erscheinende gelehrte Zeitschrift gegründet; dessen Sohn Johann Burkhard, der Gottsched die erste freundliche Aufnahme bereitete, leitete die „Deutschübende poetische Gesellschaft" in der von Goethe als „Klein-Paris" gerühmten Musenstadt. Der Vorzug, welcher die feingebildete, strebsame akademische Jugend Leipzigs vor andern Universitäten, z. B. Jena und Halle auszeichnete, ist von Zachariä in seiner komischen Epopöe „Der Renommiste", der kulturhistorisch so höchst lehrreichen und werthvollen Dichtung, besungen worden. Im siegreichen Wettkampfe mit der freien Reichsstadt am Main hatte die sächsische Universitätsstadt sich allmählich zum Sitze des deutschen Buchhandels ausgebildet. Wie kein zweiter Ort in Deutschland bot sie sich dar zu einem Mittelpunkte deutschen Geisteslebens. Stellte sich nur erst einmal ein praeceptor Germaniae an der Pleiße ein, so konnte er sicher sein, nach allen Richtungen hin in die Ferne gehört zu werden. Die Universität selbst hatte, als der Königsberger Magister seine unterbrochene Lehrthätigkeit nun an ihr aufnahm, noch nicht ihre bald darauf eintretende Berühmtheit erlangt, aber Zeichen des Aufschwunges waren doch bereits vorhanden. Es waren freilich erst einige Jahrzehnte verstrichen, seit der aufgeklärte Christian Thomasius vor dem Zunftgeiste der pedantischen Professoren aus Leipzig hatte weichen müssen, zum Theil auch deshalb, weil er gewagt hatte den akademischen Lehrstuhl durch Vorträge in deutscher Sprache zu entweihen. Damals hatte Thomasius in Preußen Schutz gefunden; aber unter Friedrich Wilhelm I. waren die preußischen Universitäten zurückgeschritten.

Der Philoſoph Chriſtian Wolff war durch die Umtriebe der Pietiſten aus Halle vertrieben worden, bei Strafe des Stranges unterſagte ihm die königliche Kabinetsordre den ferneren Aufenthalt in den preußiſchen Landen. Wolff hatte im heſſiſchen Marburg eine neue Stätte ſeines Wirkens gefunden. Als Anhänger und Lehrer dieſer neuen Wolffiſchen Philoſophie trat jetzt Gottſched in Leipzig auf. Er vertrat den geiſtigen Fortſchritt, als deſſen Vorkämpfer Thomaſius aus Leipzig hatte weichen müſſen. Wie man vom Standpunkte der kritiſchen Philoſophie Kants aus auch über Wolffs Syſtem urtheilen mag, gegenüber dem verknöcherten Scholaſtizismus, wie er noch in Leipzig herrſchte, war die Einführung der Wolffiſchen Lehre eine befreiende rühmliche That. Die Dresdner Hofprediger, Jeſuiten und Proteſtanten in erbaulicher Eintracht, beehrten Gottſcheds Beſtrebungen denn auch ſofort mit ihrer Aufmerkſamkeit und trafen Anſtalten ihn als Anhänger des Gottesleugner Wolff zu verfolgen. War ja doch den Schriften Wolffs die völlig ungerechtfertigte Ehre widerfahren, daß man in ihnen Spinozismus finden wollte. Spinoza aber wurde noch manches Jahr ſpäter nach Leſſings Ausſpruch ſchlimmer als ein todter Hund betrachtet; der bloſe Verdacht ſeine Lehre nicht zu verabſcheuen, konnte Gottſched aus Leipzig vertreiben, wie er Wolff aus Halle vertrieben hatte. Gottſched jedoch verſtand es aus eben dieſer Gefahr Vortheil zu ziehen. Mit der ihm eignen diplomatiſchen Gewandtheit wußte er ſich die Gunſt des Grafen Ernſt Chriſtoph von Manteuffel, eines eifrigen Wolffianers, zu erringen und durch deſſen Einfluß nicht nur das von Dresden drohende Unwetter zu zerſtreuen, ſondern auch die eigne Stellung in Leipzig um ſo feſter zu begründen.

Als Vertreter der neueſten Richtung in der Weltweisheit lernen wir ſo Gottſched in Leipzig zuerſt kennen, und wie kein Anderer hat er zur Verbreitung und Herrſchaft des Wolffiſchen

Systems beigetragen. Er nimmt in der Geschichte der Ausbreitung des Wolffianismus eine ähnliche Stellung ein, wie Karl Leonhard Reinhold als Professor in Jena für die Befestigung der Kantischen Grundsätze. An Leipzig wie an Jena knüpft sich eine von philosophischen Lehren ausgehende Umgestaltung unserer Literatur. Unzweifelhaft bildet Wolffs System die Grundlage, aus der Gottscheds literarische Reformen erwachsen. Die ursprünglichen Anregungen hatte Wolff seinerseits von Leibniz empfangen, und Leibniz' Lehre bildete die spekulative Basis des allumfassenden Wolffischen Systems; allein Wolff ermangelt, besonders in den lateinisch abgefaßten Schriften keineswegs des selbständigen Denkens. Wie seine Philosophie die erste war, welche in ähnlicher Weise wie später die Kantische und die Hegelsche das ganze gebildete Deutschland ergriff, so hat seine Lehre eine Zeitlang auch auf fast alle Zweige der Wissenschaft fördernd eingewirkt. Daß Wolff sich unter den Fachgelehrten als der Erste der deutschen Sprache für das Philosophiren bedient hat, ist weder sein geringstes noch auch sein einziges Verdienst. Aber nicht, was Wolffs Philosophie war, sondern was sie in Gottscheds Auffassung für die deutsche Literatur geworden ist, kann hier in Betrachtung gezogen werden. Von diesem, Wolff gegenüber freilich höchst einseitigen Standpunkte betrachtet, sehen wir in ihr die Philosophie des gesunden Menschenverstandes, wie das Schlagwort lautete. In dünkelhafter Beschränktheit glaubt derselbe gar alles verstehen und deuten zu können. Was sich vor dem Verstande nicht rechtfertigen kann, hat auch keinen Anspruch sich geltend zu machen; der Verstand aber glaubt auch das Uebersinnliche mathematisch beweisen zu können. Große Breite, wie sie hier zum Vorschein kommt, ist nicht immer mit Tiefe gepaart. Im Gegentheil führt das Bestreben alles klar zu machen, oft dazu, nicht blos der Dunkelheit, sondern auch dem Tiefsinn den Krieg zu machen.

Für die Ausbildung des logischen Denkens ist hier unendlich viel geschehen. Die alles ergreifende segensreiche Aufklärung des Friedericianischen Zeitalters ist aus Wolffs Schule hervorgegangen, aber ihre unleidliche Nüchternheit, welche schließlich in der romantischen Schule ihr Extrem hervorrufen mußte, ist auch Wolffisch. Wenn man Fritz Nicolai und Samuel Reimarus als Vertreter der Wolffischen Richtung bezeichnet, so hat man zugleich Tadel und Lob der scharfen einseitigen Verstandesherrschaft ausgesprochen.

In Gottscheds Wirken, in seinem guten wie schlimmen Treiben, verleugnet sich keineswegs der Charakter der ganzen Aufklärungspartei. Wenn er sich gegen Klopstocks Messiade erklärte, — nun, im Grunde der Seele war dies Gedicht auch Nicolai höchst unsympathisch. Wie diente es aber so ganz den Tendenzen der Berliner Aufklärungspartei, daß Gottsched die große Encyklopädie Pierre Bayles übersetzte oder übersetzen ließ! Und damit nicht genug, machte er noch in seinen späteren Jahren (1760) den ersten bedeutenden Versuch eines deutschen Konversations-Lexikons in seinem „kurzgefaßten Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste". Aber auch seine große Lebensaufgabe hat er als eine Konsequenz des Wolffischen Systems aufgestellt und in Wolffischem Sinne zu lösen gesucht. Klarheit und Herrschaft des Verstandes sollen in der Literatur zu unumschränkter Geltung gebracht werden. Wenn so Gottscheds ganze literarische Thätigkeit sich auf dem Boden dieser Philosophie auferbaut, so muß sie naturgemäß zusammenbrechen, sobald diese Unterlage selbst in's Schwanken geräth. Diese Erschütterung des Wolffischen Systems haben aber Alexander Gottlieb Baumgarten durch die Begründung der neuen Wissenschaft der Aesthetica (1750—58) und Lessing durch seine neuen Kunstlehren besorgt, die beide sich Wolff gegenüber an Leibniz anschlossen. Indem Gottsched jedoch als der

Erste mit Bewußtsein ein Bündniß zwischen Philosophie und Literatur schloß, so that er nur, was sich dann in den folgenden literarischen Generationen des öfteren wiederholte. So beruht Schillers Kunsttheorie und klassische Dichtung auf der Lehre Kants, wie Gottscheds Regeln auf dem Systeme Wolffs; so hat sich die romantische Schule erst mit Fichte, dann inniger mit Schelling verbündet; so suchte in neuerer Zeit ein Theil unserer Literatur mit Schopenhauers Philosophie in Verbindung zu treten.

Bei all' dem müssen wir aber mit Schärfe den gewaltigen Unterschied zwischen Gottsched und allen späteren Kunstlehrern betonen: der nüchterne Ostpreuße hat auch nicht die geringste poetische Begabung besessen, selbst das Verständniß für Poesie ging ihm ab. Invitis Musis wäre für Gottsched eine durchaus zutreffende Devise. Selten mag ein Geist von unerquicklicherer Nüchternheit sich mit Poesie beschäftigt haben. Verglichen mit dem Leipziger Professor, erscheint Martin Opitz immerhin als ein großer Dichter. Dieser Mangel Gottscheds wurde jedoch in der ersten Hälfte seines Lebens wieder ausgeglichen durch den fast allen Zeitgenossen gemeinsamen Mangel an Verständniß für wahre Poesie. Ehe Klopstock 1748 mit den ersten drei Gesängen seines Messias ein großartiges Muster dessen, was Poesie sei, gab, hielten selbst Gottscheds Gegner ihn für einen Dichter. Wenn Bodmer im „Charakter der teutschen Gedichte" die besten Poeten schildert, so sieht er mit ihnen im Begleit auch Gottsched gehen,

> Der mir nicht kleiner deucht und nicht darf schamroth sehen,
> Wenn er bei ihnen sitzt, wiewohl er sie verehrt;
> Soweit ist's ihm durch Fleiß und Biegsamkeit gelungen

Allerdings hatten Günther, Hagedorn, Haller bereits Proben echter Poesie geliefert, sie aber wurden von der zeitgenössischen Kritik mit prosaischen Gesellen wie Neukirch,

Amthor, Besser ohne weiteres auf eine Linie gestellt. Erst Klopstocks That schied hier Licht und Finsterniß von einander. So lange man aber Ulrich Königs Machwerk „August im Lager" als Epos gelten ließ, durfte auch Gottsched sich als Dichter fühlen. Wenn König in diesem Epos die Uniformen der preußischen und sächsischen Regimenter als würdigen Gegenstand besang und sich entschuldigte, daß in seinen Versen die verschiedenen Hofchargen nicht nach ihrem Range, sondern nach dichterischer Licenz aufgezählt wurden, und wenn diese Karrikatur eines Epos als Virgilische Poesie galt, warum sollte dann Gottsched nicht darauf halten, daß im ersten Buche seiner Oden „allein solche, die auf hohe Häupter gemacht sind", vorkommen dürften? Und doch war es dieser selbe Gottsched, der zuerst den Gedanken faßte, die deutsche Literatur als ein Ganzes zu betrachten und seinen Plan, sie „zu einem regelrecht geordneten Ganzen zu gestalten" durchführte. Nur ihm, dem gründlich geschulten Wolffianer, konnte im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts dieser neue Gedanke kommen, der dann späteren Generationen freilich als etwas Selbstverständliches erschien. Und doch war es selbst dem Reformator Opitz nicht beigekommen, die Literatur in ihrem ganzen Umfange als eine Einheit anzuschauen und als eine solche auf sie wirken zu wollen. Wie in Wolffs Philosophie, so sollte auch in der deutschen Literatur der Verstand herrschen; Klarheit und Deutlichkeit mußten demnach die erste Forderung sein, welche Gottsched an eine literarische Erscheinung stellte. Wie sah es aber in der deutschen Literatur, vor allem in der Poesie damit aus?

Zwei Dinge sind es, auf die wir, wenn ein Werk der Poesie uns vor Augen kommt, unsere Aufmerksamkeit zunächst richten: Stoff und Form. Was bildet den Inhalt der Dichtung und wie tritt er zu Tage? Hat der Dichter Prosa oder Vers, Hexameter oder Reim gewählt? Ist die Sprache glatt oder

schwülstig, sind die Perioden lang oder kurz? Nicht nur muß Form wie Inhalt jedes für sich unseren Ansprüchen genügen, beide müssen auch zu einander in einem bestimmten Verhältnisse stehen. Ein epischer Stoff, etwa in Sonetten behandelt, ein Drama in Hexametern, wird uns ohne weiteres thöricht und verfehlt erscheinen, sei der Inhalt des Dargestellten noch so erschütternd, der Vers noch so glatt und fließend wie möglich. Und doch hat es Jahrhunderte bedurft, ehe in der deutschen Literatur wieder eine gleichmäßige Ausbildung und Verbindung von Form und Inhalt, wie sie in der Poesie des Mittelalters bereits einmal stattgefunden hatte, auf's neue erreicht ward.

Die volksmäßige Literatur, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland entstand, hatte würdigen Gehalt gefunden, theils durch das von den Humanisten neu erschlossene Alterthum, theils durch die religiösen und sozialen Fragen, welche das deutsche Geistesleben bewegten. Hans Sachs und Johannes Fischart sind die großartigen Vertreter dieser Richtung. Aber besonders bei letzterem zeigt sich auch die ganze Entartung, welcher jene nur auf das stoffliche Interesse gestellte Literatur selbst bei genialer Behandlung anheimfallen mußte. Der Versbau entbehrt jedes Kunstgesetzes und wird immer mehr zum wirklichen Knittelverse, der allen Regeln Hohn spricht. Die Sprache selbst aber verfällt der äußersten Rohheit, die Syntax geht verloren, die Fremdwörter, massenhaft eindringend, drohen uns zu entnationalisiren. Diesen handgreiflichen Uebelständen gegenüber traten reformatorische Bestrebungen hervor, als deren Träger verschiedene „Sprachgesellschaften" erscheinen, die aber erst durch die Thätigkeit des Schlesiers Martin Opitz von Boberfeld wirkliche Besserung herbeiführten. Opitz' „Buch von der deutschen Poeterei" ward 1624 als die erste deutsche Poetik geschrieben und bildete durch hundert Jahre das kanonische Regelbuch für die deutsche Literatur,

bis Gottsched 1729 seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen" an dessen Stelle setzte. Opitz wollte der verwilderten volksmäßigen Literatur seiner Tage eine neue nach formaler Kunstmäßigkeit strebende Literatur der Gelehrten gegenüberstellen. Der Versbau ward nach strengen Vorschriften geregelt, eine gewählte hohe Sprache für die Ode und Tragödie, eine niederere für die Komödie bestimmt. Pöbelhafte Redewendungen, wie der Gebrauch von Dialekt und Fremdwörtern, sollten untersagt sein u. s. w. Als Muster solch' kunstgemäßer Schreibart empfahl Opitz die Alten und ihre französischen Nachahmer, unter ihnen an erster Stelle Pierre Ronsard. So ward für die Form gesorgt. Einen neuen bedeutenden Inhalt, Ideen und Thatsachen der Poesie zu geben, das vermochten weder Opitz noch seine Nachfolger. Man nannte die Dichter, welche sich Opitz anschlossen, die erste schlesische Schule, und sie sind es, welche dann auch von Gottsched als die besten deutschen Poeten gefeiert wurden; sie wurden als Muster der Nachahmung empfohlen. Gottsched selbst knüpfte wieder an Opitz selbst an, der zwar niemals ganz zurückgedrängt worden war, aber doch mannigfach bestritten wurde.

Die Opposition der volksthümlichen Literatur gegen Opitz war selbstverständlich; Lauremberg und Schupp treten als ihre Führer auf. Aber auch die Kunstdichter wichen allmählich immer mehr von Opitz' Wegen ab. Die Nürnberger Dichterschule wollte nicht dem Verstande, sondern der Phantasie die erste Stelle im Reiche der Dichtkunst zugewiesen haben. Statt der Franzosen, die Opitz empfohlen hatte, wurden italienische und spanische Vorbilder gewählt. Unter Opitz' eignen Landsleuten machten sich ähnliche Regungen geltend und bestimmten jüngere Männer, die man nicht eben ganz passend gewöhnlich als die zweite schlesische Dichterschule bezeichnet. An ihnen nun, die dann im 18. Jahrhundert Gottscheds Zorn erregten,

trat eine literarische Krankheitserscheinung zu Tage, die zu verschiedenen Zeiten fast ganz Europa durchzogen hatte, nirgends aber so bösartig zu Tage getreten war, wie in dem geschmacklosen Deutschland.

Aus dem Bestreben der höheren Gesellschaftskreise, besonders an den Höfen, sich durch eine gewähltere Sprache von ihren plebejischen Mitmenschen zu unterscheiden, hatte sich in der für diese Kreise bestimmten Literatur ein ganz eigner Stil herausgebildet, der dann natürlich von andern Klassen der Gesellschaft wie von der ganzen Literatur nachgeahmt und höchst geschmacklos übertrieben wurde. Unnatürliche Geziertheit, gesuchte unpassende Gleichnisse und Metaphern, Schwulst, vor allem aber Wortspiele, Antitheſen und Concettis bilden den Charakter jener Literatur, die bezeichnend genug zuerst in Spanien an Luis Gongora y Argote ihren Vertreter fand. In England wurde John Lyly ihr klassischer Repräsentant. In Shakespeares Werken ist dieser Einfluß unverkennbar; in seinen Sonetten und epischen Dichtungen macht er sich störend bemerklich; das Jugendlustspiel „Verlorne Liebesmühe" hat den Euphuismus, denn so nannte man nach einem Romane Lylys diesen Styl, recht eigentlich zum Inhalt des ganzen Werkes. Nach Deutschland aber kam dieser Geschmack von Italien aus als Marinesker Styl, denn Giambattista Marino Marini, nicht nur der Zeit-, sondern auch Geschmacksgenosse Berninis, hatte dort die Unnatur auf ihren Gipfel gebracht. Die gewundenen Säulen und der ganze Styl, den Bernini in der bildenden Kunst zur Herrschaft brachte, fand in der Literatur durch Marini seine völlig entsprechende Gegenleistung. In Schlesien nun suchten Hoffmann von Hoffmannswaldau und Kasper von Lohenstein mit deutscher Gründlichkeit die Geschmacklosigkeit zur Herrschaft zu bringen. An poetischer Begabung waren die beiden nicht nur Gottsched, sondern ihren sämmtlichen

Gegnern mit einziger Ausnahme Günthers entschieden überlegen, aber was half das poetische Talent in einer Geschmacksverderbung, die uns drastisch genug in dem einen bekannten Verse Lohensteins gegenübertritt:

Zinnober krönet Milch auf weißen Marmorballen.

Geschmacklosigkeit und Unsittlichkeit, ekle kraftlose Lüsternheit mußten diese zweite schlesische Schule von Anfang an sittlich wie ästhetisch gleich verwerflich erscheinen lassen; aber diese Entwürdigung der Poesie fand doch eine Zeitlang fast allgemeinen Beifall. Und entscheidend dagegen durchzudringen vermochte auch die Reaktion nicht, welche von den Hofpoeten, vor allem dem feingebildeten Freiherrn von Canitz und dem tüchtigen, aber durch und durch prosaischen Schulmanne Christian Weise ausgehend, sich dagegen geltend machte. Eine Literatur, deren Schwulst und Unnatur jedem unbefangenem Verstande anstößig sein mußten, konnte dem gebildeten Wolffianer, dem Klarheit als oberstes Gesetz galt, nicht anders als im höchsten Grade verwerflich erscheinen. Als Vertreter des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Anstandes erhob Gottsched sich gegen die Herrschaft dieser Literatur. Gottsched trat als Reformator im Sinne von Opitz, auf und die zuchtlos gewordene Kunstpoesie empfand zunächst eine höchst wohlthätige Wirkung der neuen strengen Schulung.

Nachahmung der Natur solle die Poesie sein; in solcher Nachahmung bestehe ihr inneres Wesen. Von diesem Grundsatze ausgehend, verwirft Gottsched die unnatürliche Redeweise der Marinesken Dichter. An Stelle des Schwulstes und Wortwitzes sollte eine klare Sprache treten, die dann bei Gottscheds nüchternem Sinne freilich bald zur Plattheit wurde. Als unnatürlich wurden auch Oper und Singspiel verworfen; als schwülstige und deshalb der Vernunft widersprechende Dichter müssen sich auch Dante und Milton ein Verdammungsurtheil

gefallen lassen; als unnatürlich wird vieles in Homer getadelt. In späteren Jahren wird dann über Shakespeare geurtheilt, seine besten Stücke hätten so viel Niederträchtiges an sich, daß kein Mensch sie ohne Ekel lesen könne. Das „Wunderbare", von dem der erste Theil der kritischen Dichtkunst ausführlich handelt, darf von dem Dichter nur eben soweit beibehalten werden, als es sich natürlich erklären läßt; das Wunderbare wird bei Gottsched einfach auf das Ueberraschende eingeschränkt. Gerade hier setzen dann die Schweizer Kunstlehrer Bodmer und Breitinger mit ihrer Gottsched bekämpfenden Theorie ein. Sie erblicken im Wunderbaren den Hauptreiz der Dichtung. Gottsched handelt im ersten Theile der kritischen Dichtkunst noch vom poetischen Ausdrucke, den Metaphern, der Wahrscheinlichkeit, dem Wohlklange u. s. w. Der zweite Theil beschäftigt sich mit den einzelnen Gattungen der Poesie, Ode, Lied, scherzhaften und ernsten Heldengedichten, Tragödien und Komödien, Elegien und Sinngedichten, Schäfergedichten und dogmatischen Gedichten. Der Fabel wird, wie dies ja auch noch bei Breitinger und Lessing der Fall ist, besondere Bedeutung beigelegt. Zu jeder einzelnen Art werden Beispiele gegeben. Gottsched ist aber verständig genug, um keineswegs zu glauben durch Regeln allein könne man Poeten bilden. Wer ein Dichter werden wolle, der müsse allerdings die Regeln der Dichtkunst, wie sie in seinem Buche enthalten seien, studiren. Habe er aber von der Natur kein poetisches Ingenium erhalten, so sei dies alles umsonst. So hat sich Gottsched wenigstens in früheren Jahren geäußert. Erst 1751 in der vierten Auflage der kritischen Dichtkunst, als seine Gegner ihn bereits um allen Verstand geärgert hatten, that er die berüchtigte Aeußerung, wer sein Buch kaufe, könne ein Dichter werden, wer aber die kostspieligere Poetik Breitingers kaufe, habe sein Geld umsonst ausgegeben, denn durch deren Lektüre könne niemand ein Dichter werden.

Wie eine Ueberſetzung und in den drei ſpäteren Auflagen auch der lateiniſche Text der Horaziſchen Ars poetica die kritiſche Dichtkunſt Gottſcheds eröffnete, ſo waren es auch die Dichtungen der Alten, welche von Gottſched den deutſchen Dichtern als Vorbilder empfohlen wurden. Und da Gottſched, deſſen Kenntniſſe im Griechiſchen ſelbſt von ſeinen beſten Freunden nicht gerühmt werden konnten, — wie er denn die oft verſprochene Ueberſetzung der Poetik des Ariſtoteles niemals geliefert hat — keineswegs ein lebendiges Verhältniß zum Alterthum ſich zu bilden imſtande war, ſo empfahl er unter den Modernen Diejenigen, welche ſelbſt ihres engen Anſchluſſes an das Alterthum ſich rühmten, die Franzoſen. Wie Horaz und die übrigen römiſchen Poeten, die Griechen, eben ſo müßten wir die Franzoſen als Muſter und Führer betrachten. Damit ſcheint die Gottſchediſche Reaktion denn wieder bei Opitz angelangt zu ſein. Von einem Kreislaufe der Bewegung dürfte man aber doch nicht reden, wir ſind in der aufſteigenden Spirale. Die ungeheuren Fortſchritte, welche die franzöſiſche Literatur zwiſchen 1624 und 1729 gemacht hatte, mußte die deutſche Literatur nachholen, wenn ſie wie einſtens Opitz', ſo nun Gottſcheds Lehren folgen wollte. Opitz hatte die Dichter der Plejade, die erſten franzöſiſchen Renaiſſancepoeten empfohlen; die waren ſeit dem Urtheilsſpruche der Art poétique Boileaus in Frankreich ſelbſt vergeſſen und begraben. Die klaſſiſche Literaturepoche Ludwigs XV. war gefolgt: Corneille und Racine, Lafontaine, La Bruyère und Molière, die großen Kanzelredner und der Hiſtoriker Boſſuet; ein keineswegs verächtliches Epigonenthum war den Tagen des großen Königs gefolgt; Destouches und Marivaux pflegten das Luſtſpiel, der ältere Crébillon hatte ſich den Beinamen des franzöſiſchen Aeſchylos erworben; der jüngere Racine und Jean Baptiſte Rouſſeau hatten die Lyrik zu einem neuen Aufſchwunge gebracht. Der

gewaltigste Schriftsteller Frankreichs, Voltaire, hatte seine große Laufbahn erst begonnen. Ein Zurückgreifen auf Opitz' Standpunkt bedeutete den veränderten Vorbildern gegenüber doch ein nicht geringes Fortschreiten für die deutsche Literatur. Auch war es vonseite Gottscheds nichts weniger als eine blinde Vorliebe für die Franzosen, welche ihn bestimmte uns zu ihnen in die Schule zu führen. Er fand in der französischen Literatur die verstandesmäßige Regelrechtigkeit und klare Korrektheit, die er nun einmal für das allein Richtige hielt. Die Nachahmung der Ausländer war gar nicht nach Gottscheds Geschmack; nur ein unvermeidliches Durchgangsstudium sollte sie sein. Um die deutsche Literatur zu erziehen, mußte sie in der Fremde sich die Lehrmeister suchen. Aber gerade die beleidigende Aeußerung eines Franzosen, es sei unmöglich, daß ein Deutscher Geist habe, rief in Gottsched den edlen Ehrgeiz hervor, eine den Franzosen ebenbürtige deutsche Literatur zu schaffen. Die Ehre der vaterländischen Dichtung dem hochmüthigen Ausland gegenüber zu verfechten, blieb für Gottsched alle Zeit ein leitender Gesichtspunkt. Und auch im persönlichen Verkehre wußte er dem Spötter Voltaire gegenüber die Würde des deutschen Schriftstellers trotz aller Pedanterie zu wahren.

Dem gegenüber kann es wenig in Betracht kommen, daß Gottscheds eigene Dichtungen so unsäglich nichtig waren, um den Spott des jungen Lessing zu der Bemerkung zu veranlassen, mit zwei Thalern bezahle man das Lächerliche und mit vier Groschen ohngefähr das Nützliche derselben. Nicht Gottscheds Dichtungen konnten wirken, aber sein Lehrbuch, die kritische Dichtkunst ward fast in ganz Deutschland als entscheidendes Gesetzbuch anerkannt. Und ähnliche Wirkung hatten seine übrigen theoretischen Werke: die „ausführliche Redekunst nach Anleitung der alten Griechen und Römer, wie auch der neueren Ausländer" (1728); die „Grundlegung einer deutschen

Sprachkunst nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts" (1748) wurde noch 1777 im Auszuge neu aufgelegt und in's Französische, Holländische, Ungarische, Russische und Lateinische übersetzt. Es ist vor Kleists und Klopstocks Poesien doch das erste Werk der deutschen Literatur, das seit dem Jammerkrieg der dreißig Jahre eine solche Auszeichnung genoß. Die „ersten Gründe der gesammten Weltweisheit, darinnen alle philosophischen Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden" erlebte von 1734—1778 acht Auflagen. Von Gottscheds Zeitschriften nimmt wenigstens eine unter allen bis heute erscheinenden literarischen Blättern eine der ersten Stellen ein: die „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit", 1732—1744 in acht Bänden erschienen, spielen in der Vorgeschichte der germanischen Philologie eine höchst bedeutende Rolle. Gottsched nahm auch hier eine Bestrebung von Opitz, der das alte Annolied neu herausgegeben hatte, wieder auf. So weit es Mittel und Kenntnisse der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts erlaubten, suchte Gottsched für die Erforschung unserer älteren Sprache zu wirken. Die Schweizer waren glücklicher und infolge dessen einflußreicher durch die ihnen zu Gebote stehenden alten Handschriften; aber durch Gottsched war ihre Theilnahme für die ältere deutsche Literatur zuerst angeregt worden. Er selbst gab 1752 das Epos „Reineke der Fuchs" neu heraus, und Goethe, welcher hierdurch das alte Schwankgedicht kennen lernte, legte Gottscheds Ausgabe seiner eigenen Neubearbeitung zu Grunde. Die deutschübende Gesellschaft zu Leipzig wurde, so lange Gottsched ihr vorstand, als die erste in Deutschland anerkannt, und die Ehre, ihr als Mitglied anzugehören, eifrig gesucht. Leipzig selbst wurde durch Gottsched der Mittelpunkt der deutschen Literatur. Damit hängt dann auch wieder zusammen,

daß Gottsched das Meißnische als einzig geltende Schriftsprache einführen wollte und wirklich eingeführt hat. Der schlesische Dialekt, welcher hundert Jahre lang in der Literatur vorgewaltet hatte, mußte wieder derjenigen Sprache weichen, welche einst schon Luther für seine Bibelübersetzung ausersehen hatte. Trauriger freilich könnte die schlaffe Ermattung der deutschen Literatur nicht anschaulich werden, als wenn man Gottscheds wässerige endlose Perioden mit Luthers Kerndeutsch vergleichen wollte. Die von Gottsched angebahnte Herrschaft des Meißnischen hat dann Adelung in seinem Wörterbuche befestigt. Es gehört mit zu der Charakteristik der gegen Gottsched gerichteten Bewegung der folgenden Literaturperiode, daß sich auch gegen seine strenge Begrenzung des Schriftdeutschen auf das Obersächsische allmählich eine Opposition ausbildete. Zwar haben gerade die Schweizer, von welchen man hier am ehesten eine selbständige Stellungnahme erwarten sollte, Gottscheds Autorität auf sprachlichem Gebiete auch nach ihrem Bruche mit ihm unbedingt anerkannt. Haller wie Bodmer dachten keineswegs daran, aus ihrer heimischen Mundart Vortheil zu ziehen. Nicht mit Stolz, wie man oft meint, sondern um die in seinen eigenen Augen fehlerhaften Abweichungen vom Meißner-Deutsch zu entschuldigen, nannte Albrecht von Haller seine gesammelten Poesien 1732 einen „Versuch schweizerischer Gedichte". In jeder der vielen folgenden Auflagen suchte er das Dialektische mehr zu beseitigen, und seinem Beispiele folgte Bodmer. Man wird auch auf diesem Gebiete Gottsched eine äußerst verdienstliche Wirksamkeit zugestehen müssen. Der Süden Deutschlands und besonders Oesterreich, wo wie in den katholischen Theilen Deutschlands überhaupt man sich im Gegensatze zum „lutherischen Deutsch" in einem unausgebildeten dialektischen Schriftdeutsch gefiel, wurde erst durch Gottsched

für eine einheitliche deutsche Schriftsprache gewonnen. Allein es erging Gottsched auch auf diesem Gebiete wie auf den andern. In blindem Eifer für seine an sich berechtigten Reformen hatte er für das ihm entgegenstehende Charakteristische und Individuelle und dessen Berechtigung kein Verständniß. Daß die Schriftsprache selbst in Berührung mit den Dialekten bleiben, aus ihnen Kraft und Verjüngung schöpfen müsse, davon hatte Gottsched keine Ahnung. Und auch hier war es wieder Lessing, der mit seinem genialen Tiefblicke Gottscheds Beschränktheit gegenüber trat. Lessings Briefe, die neueste Literatur betreffend, eröffnen auch für das Verständniß der Sprache und ihrer Entwicklung einen neuen Abschnitt. Gottsched hatte stets mit besonderer Genugthuung seinen Gegnern ihre schweizerischen Idiotismen zum Vorwurfe gemacht. Im vierzehnten der Berliner Literaturbriefe erhebt Lessing gegen Wieland den Vorwurf, daß er statt zahlreicher französischer nicht „so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekt gerettet hätte, er würde Dank verdient haben". Es war dies keine auf's Gerathewohl hingeworfene Aeußerung Lessings, sondern er stellte auch hier sich in völlig bewußtem Gegensatze zu Gottsched auf, wie verschiedene Arbeiten seines literarischen Nachlasses zeigen, so die „Beiträge zu einem deutschen Glossarium", die „Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" und „zum ersten Bande von L. F. Steinbachs deutschem Wörterbuch", vor allen aber die „grammatisch-kritischen Anmerkungen". Lessings Aeußerung in den Literaturbriefen wurde dann sofort von Herder 1767 in der „ersten Sammlung von Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" aufgegriffen. „Idiotismen", erklärt Herder im sechsten Abschnitte, „sind patronymische Schönheiten und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttin Minerva geweiht waren". In

der richtigen Verwendung von Idiotismen liege der Zauber des humoristischen und komischen Schriftstellers. „Keine Partei hat auch in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache so sehr geschadet als die Gottschedianer. Man machte sowohl die Inversionen als Idiotismen der Schweizer lächerlich, statt sie zu prüfen. Man muß aber den Schweizern wirklich das Recht lassen, daß sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. Ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft."

Wie mußte Gottsched, der die Reinigung der deutschen Sprache zu seinen Hauptverdiensten zählte, sich durch solche Aufstellungen gekränkt fühlen. Er hatte lebenslang jeden Idiotismus in seinen und seiner Schüler Rezensionen als Fehler anstreichen lassen. Herder hielt dem entgegen: „Und sind die Idiotismen zu nichts gut, so eröffnen sie dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie der Sprachen zu untersuchen und dasselbe zuerst mit dem Genie der Nation zusammen zu halten. Das kühne Genie durchstößt das so beschwerliche Ceremoniell: findet und sucht sich Idiotismen, gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden." Wenn Gottsched mittelbar gerade durch den Widerspruch, den seine Einseitigkeit hervorrief, die richtigen Anschauungen in der Literatur hervorrief, so hatte er dagegen in Sachsen selbst eine geradezu tyrannische Herrschaft des meißnischen Dialektes fest begründet. Niemand empfand dies unangenehmer als der junge Goethe während seiner Leipziger Studentenzeit. Noch in „Dichtung und Wahrheit" sprach er sich erregt darüber aus. „Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regiment gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird Derjenige leicht ermessen, der

bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden." Damit hängt es wieder zusammen, daß die Opposition gegen Gottsched zugleich eine Auflehnung gegen die in der Literatur herrschende sächsische Geschmacksrichtung wurde.

Wenn Gottsched Leipzig zum Mittelpunkte der deutschen Literatur machte, so wollte er auch von Leipzig aus diese unumschränkt beherrschen. Eines aber darf man ihm nicht bestreiten: es war ihm wirklich um die Sache mit Ernst und Ehrlichkeit zu thun, daß er die Diktatur in der deutschen Gelehrtenrepublik führe, hielt er in seinem Selbstbewußtsein für diese selbst nützlich, ja zu ihrem eigenen Heile unerläßlich. Er war durch eignes Verdienst und glückliche Umstände in eine großartige Stellung gekommen. Seine Eitelkeit wurde dadurch maßlos gesteigert. Niemanden wollte er neben sich gelten lassen, und selbst die Arbeiten seiner Gattin, die ihm, eine treue literarische Gehilfin, an Verstand und Geschmack weit überlegen, zur Seite stand, hat er nicht ganz so wie sie es verdienten neben seinen eigenen anerkannt; den adeligen Gönnern am Dresdener Hofe gegenüber hat er sich nicht unwürdiger benommen als es die allgemeine Unsitte einer charakterlosen Zeit mit sich brachte. Ein merkwürdiges Talent auf Schleichwegen sich den Schutz und Einfluß hochstehender Persönlichkeiten zu erwerben hat er freilich besessen. Wenn die sächsischen Theologen sein Lehrbuch der geistlichen Beredsamkeit heftig angegriffen, so wußte er es durch seine Patrone durchzusetzen, daß dies nämliche Buch durch königlichen Befehl in Preußen eingeführt wurde. König Friedrich II. hat der zugleich eitle und devote Leipziger Professor nicht so gut gefallen wie der gewandte Gellert. Aber ein Großes war es doch für ihn, daß der Held des Jahrhunderts Gottsched als den Vertreter der deutschen Literatur seiner

Unterredung würdigte. Wenn dann der wohlmeinende, aber der Verhältnisse völlig unkundige König ihn als den „sächsischen Schwan" besang, so war dies freilich lächerlich. Und doch konnte Lessing, der sich selbst als den wahren Repräsentanten der deutschen Literatur fühlte, nicht ohne ein Gefühl der Eifersucht dieser Auszeichnung gedenken.

Es ist kein Zufall, daß der treffliche Th. W. Danzel, der zuerst uns Gottscheds Bedeutung würdigen lehrte, gerade das Studium Lessings und Gottscheds so innig mit einander verband. So sonderbar jeder Vergleich zwischen dem geistig beschränkten, unserm Fühlen und Denken fernstehenden Leipziger Professor und dem warmherzigsten und kühnsten unserer Denker, der die neue Zeit herbeigeführt hat, ist, es hat doch gerade Lessing das Erbe Gottscheds angetreten. Gottsched betrachtete die Literatur als ein Ganzes, und alle ihre Gattungen wurden in seinen Handbüchern gelehrt. Während aber die Korrektheit und Verstandesmäßigkeit, wie Gottsched sie forderte, in allen andern Zweigen der Literatur bereits zur Herrschaft gelangte, blieb das Drama noch einer wirklich barbarischen Verwilderung preisgegeben. Gottsched hatte nun nicht etwa gleich Lessing von Hause aus eine besondere Vorliebe für das Drama, im Gegentheile hatte dieses in der ostpreußischen Dichterschule, aus welcher Gottsched hervorgegangen war, niemals selbständige Würdigung erfahren. Sobald jedoch die Literatur als ein Ganzes erfaßt wurde, mußte ihre Reform sich auch auf Drama und Bühnen erstrecken. Als am Ende der fünfziger Jahre ein Kritiker die Aeußerung machte, niemand werde Gottscheds Verdienste um das deutsche Theater leugnen wollen, da rief Lessing aus: Ich bin dieser Niemand, der Herr Professor Gottsched hat gar keine Verdienste um das Theater sich erworben. Und dennoch wäre eben Lessings eigne theatralische Wirksamkeit unmöglich gewesen, wenn nicht Gottsched

den Boden bereitet hätte, von dem aus Lessing erst seine Angriffe beginnen konnte. Ehe sich ein neues Gebäude aufführen ließ, mußte erst der Schutt des alten weggeräumt werden. Dies, und vielleicht noch etwas mehr haben Gottscheds Dramen- und Bühnenreformen geleistet.

Die früheren vielversprechenden Anfänge des deutschen Theaters waren durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet worden. Die mit Opitz eintretende Gelehrtendichtung zog sich vor jeder Berührung mit dem Volke und seiner Bühne scheu zurück. Opitz selbst hatte weder Verständniß noch Neigung für das Drama. Die Schaubühne verblieb, wenn wir von dem Schuldrama, das wieder ein gesondertes Leben für sich führte, absehen, in ausschließlichem Besitze der wandernden Komödiantenbanden. Aus England waren in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ihre Vorgänger einst gekommen und hatten das englische Volksschauspiel in seiner rohesten Form nach Deutschland herübergebracht. Ohne jede literarische Pflege mußte der fremde Sprößling völlig verwildern. Die Haupt- und Staatsaktion ward ein rohes Spektakelstück voll Mord- und Todtschlag, begleitet von den unflätigen Possen der lustigen Person. Die freie Kunstform des Shakespeareschen Dramas mit ihrem ungebundenen Wechsel von Zeit und Ort, den oft mehrfach in einander geschlungenen Handlungen ist hier zu einer monströsen Karrikatur entstellt. Volksthümliche Rohheit und unnatürlicher Bombast sind dabei widerlich vereinigt. Was aber im Drama Bedeutendes geschaffen wurde, das war Literaturdrama und blieb trotz einer oder der andern vereinzelten Aufführung als Lesedrama auf die Gestaltung der Volksbühne ohne Einfluß. Wohlgemeinte Reformversuche einzelner Schauspieler brachten es zu nichts. Die unheilvolle Trennung zwischen Leben und Kunst, Volk und Gelehrten, Studirstube und Oeffentlichkeit hat gerade im Bereiche der Bühne am deutlichsten ihre

schädlichen Folgen gezeigt. Eine durchgreifende unerbittliche Reform that hier dringend noth. Zugleich war aber die Volksbühne noch immer ein überaus einflußreiches und weitverbreitetes Organ, um neuen Ideen allgemeine Verbreitung zu sichern. Im 16. Jahrhundert war die Bühne zur Ausbreitung der religiösen Reform benutzt worden; im 18. machte Gottsched sie zum Träger seiner literarischen Reformen. Lessing hat einmal die Idee hingeworfen, wie viel besser es doch gewesen wäre, wenn Gottsched an das Bestehende angeknüpft und das verwandte englische Drama herbeigezogen hätte. Dieser Ausspruch ist oft mit einem Tadel Gottscheds verknüpft wiederholt worden. Gottsched hat sich, wenn man die Sache genauer in Augenschein nimmt, doch nicht in der Lage befunden, die ihm diesen Weg offen ließ. Einmal geht Gottscheds gesammte Reform vom Wolffischen System aus. Mit der in ihm geforderten klaren Uebersichtlichkeit und einseitigen Verstandesherrschaft vertrug sich das Shakespearesche Drama keineswegs. Und ein konservatives Verfahren mit dem auf der deutschen Volksbühne Vorhandenen war doch wirklich unmöglich. Es ist ja wahr, eine Reihe der später von unsern klassischen Dichtern behandelten Stoffe ist schon in den Haupt- und Staatsaktionen vorhanden gewesen; es gab da einen Tell und einen Wallenstein, wie eine dramatisirte Geschichte von Dr. Faustus. Man braucht aber nur im letzten Falle Lessings Entwürfe mit dem von W. Creizenach so mühsam rekonstruirten Volksschauspiel von Doktor Faust zusammenzuhalten, so sieht man, daß in der That auch Lessing es nicht vermochte, wirklich an die Haupt- und Staatsaktion anzuknüpfen. Es waren in ihr keine lebenskräftigen Keime mehr vorhanden. Gottsched hat sich redliche Mühe gegeben, das ältere deutsche Theater kennen zu lernen, wenn auch wirklich historischer Sinn erst durch Herder in die Betrachtung der Literatur eingeführt wurde. Gottscheds

Sammlung „nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ (1757 und 1765) ist selbst noch heute für jeden, der sich mit diesem Stoffe ernstlich beschäftigt, unentbehrlich. Gegenüber der äußersten Zuchtlosigkeit der Haupt- und Staatsaktionen that die Durchführung strenger Regelmäßigkeit dringend noth. Zunächst mußte ein Extrem durch ein anderes bekämpft werden, damit später einmal von andern die richtige Mitte gewonnen werden konnte. Allein durch bloße Aufstellung von Regeln war auf diesem Gebiete nichts zu gewinnen. Dem Schlechten mußte das Bessere positiv gegenübergestellt werden. Nun hatte aber Gottsched unglücklicherweise anfangs gar keine deutschen Originaldramen, welche er als regelmäßige Muster hätte zur Aufführung bringen können. So mußte er auch hier wieder sich auf die Literatur des Nachbarvolkes stützen, welche Klarheit und Verständlichkeit zeigte. Er mußte französische Dramen übersetzen und durch seine Frau und Schüler übersetzen lassen. Die Schauspielertruppe Johann Neubers wußte er für seine Pläne zu gewinnen, und 1728 wurde unter Gottscheds Auspizien das erste regelrechte Drama, die Tragädie Regulus von Pradon, in Leipzig auf das deutsche Theater gebracht. Auch äußerlich war mit dieser ersten Aufführung eine Reform des Theaters verbunden. Gottsched wagte das in Frankreich selbst noch Unerhörte und ließ das Drama im historischen Kostüme spielen. Bis dahin waren Griechen und Römer, wie Türken und Juden mit Perrücke und Degen in der Versailler Hoftracht aufgetreten. Die Meininger müssen in dieser Hinsicht Gottsched als ihren ersten Vorfahren ehren. Das war dann freilich wieder ein unglücklicher Einfall, wenn Gottsched es sich zutraute nun selbst als dramatischer Dichter aufzutreten. Wenn wir hören, daß sein 1732 erschienenes Trauerspiel „Der sterbende Kato“ dreimal gedruckt und ungemein oft aufgeführt wurde, so ist dies uns nur ein

Zeichen für die einem glücklichen späteren Geschlechte unglaubliche Geschmacklosigkeit des damaligen deutschen Publikums. In Gottscheds Schule aber regten sich doch einzelne dramatische Talente. Johann Elias Schlegel hat hier seine ersten Triumphe gefeiert. Wenn Gottsched zu seinem Leidwesen gezwungen war, die ersten Bände seiner „Deutschen Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet" (1740—45) mit Uebersetzungen aus dem Französischen zu füllen, so konnte er in den späteren Bänden mit Stolz auf die deutschen Originaldramen verweisen, welche nun auf seine Anregung hin entstanden waren.

Die Neuberische und bald auch die Schönemannische Truppe wurden auf ihren Wanderzügen durch alle deutschen Landschaften die Apostel der Gottschedischen Lehre von der Korrektheit. Die Regeln des französischen Schauspiels, die Einheiten von Ort, Zeit und Handlung, Beobachtung der Vraisemblance und Bienséance, die paarweise gereimten im Deutschen so geistlos klappernden Alexandriner begannen nun die deutsche Bühne zu beherrschen. Das verwilderte Theater wurde in strenge Zucht genommen. Der Harlekin mußte verschwinden und die Schauspieler sich das Extemporisiren abgewöhnen. Ja, eine Zeitlang glückte es Gottsched sogar in der That, die ihm besonders verhaßte Oper zu beseitigen. Natürlich wurde gleich darauf das Singspiel noch beliebter als es vor der drakonischen Bühnenreinigung gewesen war. Das unmittelbar folgende Geschlecht, Lessing an der Spitze, konnte das Verdienstliche der Gottschedischen Reform nicht unbefangen würdigen. Sie mußten weiterbauen und dazu den Grund wieder aufreißen, den Gottsched geebnet hatte. Wie hätten sie ihm seine Mühe anerkennen und danken sollen! Allein schon am Anfange des 19. Jahrhunderts ward ein merkwürdiges unbefangenes Zeugniß dafür abgelegt, daß Gottsched mit seiner dramatischen Reform richtig

zu Werke gegangen sei. Als die Prosa der rührenden Familienstücke und albernen Possen unserer Bühne eine neue Verwilderung zu bringen drohte, da suchten Goethe und Schiller selbst ein Heilmittel gegen die Gefahr in der Uebertragung und Aufführung französischer Dramen.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden!
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist; . . .
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme, wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene.

Voltaires Mahomet und Tankred wurden da von Goethe, Racines Phädra und Britanikus von Schiller übersetzt, und wie eine Rechtfertigung Gottscheds erscheint Schillers Charakteristik der französischen Tragödie in dem Prologe „an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte".

Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden . . .
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.
Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Gottsched mußte, wenn er das deutsche Theater reformiren wollte, das französische Drama zum Vorbild erwählen; damit hat er ohne Zweifel das historisch Nothwendige gethan. Daß aber der Franke selbst nicht Muster, sondern nur ein Führer zum Bessern werden solle, daß seine prunkende Kunst die deutsche Bühne wohl reinigen könne, aber nie beherrschen dürfe, von dieser gleichfalls historischen Nothwendigkeit hatte Gottsched keine Ahnung. Er glaubte durch seine Reformen bereits etwas

Im Verlag von **J. F. Richter** in Hamburg erschien

Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung. Ein
aus meinem Leben. Von **Feodor Wehl.** Mit dem Portrait
fassers und einer Abbildung des Stuttgarter Hoftheaters. Elegant
Preis Mk. 6.—, gebunden Mk. 8.—.

Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Direktors. Erinn
Skizzen und Biographien aus der Geschichte des Hamburger
Theaters. Von **Reinhold Ortmann.** Mit photogr. Portrait des D
Chéri Maurice. Broschirt Mk. 3.— elegant gebunden Mk. 4.50.

In der Wurfschaufel. Epische Gedichte von **Joh. Hinr. Fehrs.**

Gräfin Seelenbrand. Ein Gedicht von **Fercher von Steinwand.**

Ein deutscher Dichter und eine deutsche Frau. B
Karl von Holtei aus Tagebuchblättern von Frau Therese.
Auflage. Mk. 2.—.

Geschichten aus dem jüdischen Volksleben. Ein Festgesch
die Israelitische Jugend von **Ed. Kulke.** Mit 6 Albertypien nach
mungen von Leopold Schauer. Cart. Mk. 4.50.

Aus den Tagen der großen Kaiserin. Historische Novelle
Levin Schücking. Inhalt: Die Odalisken. — Die Novizen.

Der Held der Zukunft. Roman von **Levin Schücking.**
Auflage. Mk. 3.—.

Alltagsmärchen. Novelletten von Dr. **Julius Stinde.** Zweite A
T. F. Mk. 2.—.

Meistersinger-Motive. Eine Studie über Richard Wagner's „M
singer". Von Dr. **Julius Stinde.** Mk. 1.—.

Naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Dr. **Julius Stinde.**

Album für Deutschlands Söhne. Romanzen-, Lieder- und Fan
buch von **Ferdinand Stolle.** Cart. Mk. 3.—.

Dorfbarbiers neueste Erzählungen. Von **Ferdinand Stolle.**
28 Illustrationen. M —.80.

Das Haus Rothschild, seine Geschichte und seine Gesch
Aufschlüsse und Enthüllungen zur Geschichte des Jahrhunderts, insbeso
des Staatsfinanz- und Börsenwesens. Zweite Aufl. Mk. 3.—.

Die Jesuiten, ihre Geschichte, ihre Moral und ihre politi
Wirksamkeit, aus den Quellen beleuchtet von **A. F. Liegel.** M.

Das Skatspiel

im Lichte der Wahrscheinlichkeitsrechnun

von

Dr. H. Schubert.

12°. In elegantem Calicoband. Preis M. 1.—.

Ein höchst interessantes Werkchen, das jedem Skatspieler eine höchst willkommen
Festgabe sein wird.